

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 126.

Mittwoch, 2. Juni

1926.

Edelsteine.

Kriminalroman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

Als Thesla de Ruyter vom lauten Pochen an der Tür erwachte, hatte sie das Empfinden, sie sei noch immer in dem großen Maschinenhause, das der Traum ihr vorgespiegelt, wo Riesenmaschinen unter Brausen und Säulen ihre Räder schwangen und wo Menschen, die man als Schatten sah, laut schreiend umherliefen.

Dann wurde dem jungen Mädchen, das mit dunklen, traumesschweren Augen in die gelbe Dämmerung ihres Schlafgemaches sah, allmählich die Situation deutlich: sie erkannte die Stimme der Jose Lilli, die draußen auf dem Korridor vor ihrer Tür stand und laut rief:

„Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein, wachen Sie doch auf! Bitte, wachen Sie doch auf!“

Wiewohl sie sich noch immer von einer bei ihr sonst ungewöhnlichen Schlaftrunkenheit gefesselt fühlte, kam Thesla die Stimme des Mädchens doch seltsam ängstlich vor, daß ihr selbst etwas wie Furcht und Schreck an die Seele sprang. Aber mutig und entschlossen von Natur, überwand sie das sofort, war mit einem Schwung aus dem Bett und hatte, indem sie an die verschlossene Tür lief, ihr Morgenkleid aus heller Steppleide übergeworfen.

Dann öffnete sie.

Draußen im hellen Licht, das aus der geöffneten Salontür auf den Korridor fiel, stand Lilli, ein feines Persönchen, mit der Fofenrüsche auf dem blonden Scheitel, in blendend weißer, getollter Schürze, die sie ganz umfing, und sah ihre junge Herrin angstvoll an.

„Die gnädige Frau sind immer noch nicht aufgestanden“, sagte sie und ihre Stimme klang fahl und farblos, „ich habe auch schon ein paarmal angeklopft, aber gnädige Frau machen nicht auf.“

Thesla de Ruyter, deren schlanker Wuchs auch das lose Morgenkleid nicht verbarg, sah die Jose aufmerksam an. Sie sah die Angst in diesem niedlichen Gesicht, das sonst hell und unbekümmert ins Leben lachte, und der Schreck kam wieder und machte, daß das große schöne Mädchen, dessen schwarze Haare, zu langen Zöpfen geflochten, über die Schultern hingen, äußerlich nur immer ruhiger wurde.

Ihr war's wie damals, wo ihr seit Jahren gemütskranker Vater in der Nacht, die ewig in Theslas Gedächtnis lebte, sich in seinem Zimmer, nachdem er eben noch der Mutter und ihr gute Nacht gesagt hatte, an der Türflanke erhängte. Thesla war damals erst acht Jahre alt, aber die gräßliche Begebenheit stand der heute Ahtzehnjährigen noch ebenso lebhaft vor Augen wie dem Kinde, dessen mutiger Wille die ganz gebrochene Mutter über die erste, wildeste Verzweiflung hinweghob.

„Sie hätten mich schon früher wecken sollen, Lilli!“

Mit diesen ernst beherrschten Worten trat Thesla an der Jose vorbei auf den Korridor hinaus, ging an der Tür von Frau de Ruyters Boudoir vorüber und klopfte an das weißlackierte Holz der Schlafzimmertür.

Thesla klopfte wieder und noch einmal, aber nichts hörte sich drinnen.

In diesem Augenblick sah das große, dunkeläugige

Mädchen, dessen Hautton einer ganz hellen, warmgetönten Bronze glich, seine nun auch längst verstorbene Mutter vor sich, mit irren Augen, die Hände ins Haar gekraut, aus dem Zimmer des Vaters herausstürzen und hörte ihr gellendes Schreien: „Er ist tot! Er ist tot! Er hat sich tot gemacht!“

Theslas Herz klopfte so laut, daß sie seinen Schlag zu hören meinte, aber äußerlich bewahrte sie eine vollkommene Ruhe. Sie sah ja, wie Lillis Gesicht stets blässer, der Mund des Mädchens stets schlaffer und haltloser wurde. Sollte sie um die Wette mit der Jose zittern?

„Ist mein Vetter schon aufgestanden?“

In das Gesicht der Jose kam etwas Abwehrendes: „Herr de Ruyter . . . nein . . . ach ja, der Diener sagte heute früh: Herr de Ruyter wäre gestern abend mit dem Zehn-Uhr-Zug nach Berlin gefahren.“

„Tante Amaranth! Tanten! . . . mach doch auf!“

Dann sagte sie:

„Sie müssen sofort telephonisch einen Schlosser bestellen, meiner Tante muß irgend etwas zugestochen sein . . . ja, aber gehen Sie doch, Lilli, schnell! Gehen Sie doch!“

Die Jose, in deren blauen Kinderaugen — sie war ja kaum siebzehnjährig — das helle Wasser stand, eilte den Korridor entlang und Thesla hörte sie auf der Diele den Hörer vom Fernsprechanparat abheben und hineinsprechen.

Das junge Mädchen selbst war von einem quälenden Gedanken erfaßt, der mit ihrer Herzensnot um die geliebte Frau rang, die dort drin hinter der weißen Tür vielleicht vom Schläge getroffen, am Gebrauch ihrer Glieder, ihrer Stimme verhindert, ach vielleicht . . . nein, nein, das durfte, das konnte nicht sein! Das würde der liebe Gott nicht wollen! . . . Zwei große glänzende Tropfen flossen dem stolzen Mädchen von den dunklen Wimpern über die Wangen . . . Wenn die Tante von ihr ging, ihre liebste, beste Freundin, der einzige Mensch, den sie liebte, dann hatte sie ja niemand mehr! Und mitten in dem großen Schmerz, den sie nahen fühlte, kam ihr wieder der Gedanke an den Vetter, bei dem sie auch im herbsten Weh weder Trost suchen noch finden würde.

Die Jose kam wieder.

„Der Schlosser kommt sofort, gnädiges Fräulein . . . aber der Martin“ — das war der Diener —, „der hat einen Dietrich, vielleicht könnten wir den mal probieren?“

Thesla nickte hastig, halb abgewendet, weil sie ihr Weinen nicht sehen lassen wollte, und die Jose rief den Diener, der schon am Ende des Ganges stand.

Der glattgescheitelte, noch junge Mensch, der erst kürzlich vom Militär entlassen war, stand einen Moment in strammer Haltung vor dem Fräulein, ehe er sich an das Türschloß machte.

Dann sah Thesla, und sie wunderte sich, daß sie das so genau beobachtete, als er vor der Tür niederkniete, wie sich die weißblaue feingestreifte Drelljacke über dem breiten Rücken bei der Arbeit straffte; und sie hörte

gespannt, als hätte ihr das Aufschluß geben können über ein dunkles Schicksal, auf das Klirren und Klappern am Schloß, das sich nicht öffnen wollte.

„Der Schlüssel steckt von innen“, sagte der Diener, sich mit von der Anstrengung geröteter Stirn im Knien umdrehend.

Indem klingelte das Telephon.

Thekla winkte der Jose, sie solle hingehen.

Und die kleine Blonde flog davon, als könne sie nicht schnell genug fortkommen von dem, was sich hier grausend aufzutun sollte.

Sie kam wieder und sagte völlig mutlos: „Der Schlosser kann erst in einer halben Stunde kommen, gnädiges Fräulein...“

Auch Thekla war's, als hole jemand von neuem zum Schlage aus. Sie wollte eben dem Mädchen den Befehl geben, nach einem anderen Handwerker zu telefonieren, als der Diener meinte:

„Aber das Schlafzimmer der gnädigen Frau hat doch noch einen Eingang vom Boudoir aus, gnädiges Fräulein!“ — „Ja!“

Thekla stand wie beschämt... Was nützte alle Selbstbeherrschung, wenn einem doch beim ersten Schreck die einfachste Überlegung verloren ging!

War denn bei den Männern die Seele wirklich so viel stärker und gefaster oder war's nur, weil der Diener dem allen ferner stand, weil Schmerz und Angst ihn nicht ergriffen?

Sie stand schon vor der Tür zum Nebenzimmer, die auch verschlossen war.

Der Diener sah durchs Schlüsselloch, das war licht, der Schlüssel fehlte. Nun bekam er dies Schloß mit seinem Dietrich auch auf.

Die Knie beugten der schlanken Schwarzhaarigen, die noch immer in dem faltigen Morgenrock aus leicht gestönter Steppseide war, als sie jetzt die drei Schritte bis zur Portiere durchmaß, die das Boudoir vom Schlafzimmer trennte.

Die Portiere, die, sonst über der offenen Schiebetür gerast, den Durchblick ließ von dem einen Raum in den anderen, war herabgenommen und verschloß die Türöffnung gänzlich.

Aber Thekla dachte es, sie höre einen Laut aus Menschenmund, ein Seufzen, Atzen dadrin...

Da riß sie den schweren Damast voneinander und stürzte hinein in das Schlafzimmer. Doch an der Tür prallte sie zurück, wie von einem Stoß vor die Brust getroffen. Und hörte hinter sich einen lauten, jammernenden Schrei.

Thekla sah sich nicht um. Sie reckte die Arme schwach nach beiden Seiten mit zitternd offenen Händen, als wollte sie in die Luft greifen und dann sank sie langsam in die Knie auf den Teppich nieder.

„Tante!“ sagte sie schluchzend, „Tante!“

Auf dem hellen Perserteppich, vor der prächtig geknüpften Bettstelle — die gelblichweiße Farbe des Veriergewebes hatte jetzt überall fürchterliche rote Flecke — saß eine Frau im Hemd mit einem zerrissenen Nachthemd auf den Schultern und mit ungewöhnlich, fast ganz weißen Flechten, die, nun von Blut durchtränkt, eine gravererweckende Farbe hatten.

Die Frau mußte von einem Mordbuben in ihrem Bett überfallen worden sein, denn die Rissen waren über und über blutig! Dann war sie wohl herausgesprungen und niedergeschlagen worden. Später war sie wohl wieder, nachdem sie der Schändliche für tot hatte liegen lassen, zum Bewußtsein erwacht, hatte sich aufgerichtet und sah nun, murmelnd und stöhnend, mit den schönen weißen Händen, deren Finger rot waren, über den Teppich durch das eigene Blut fahrend, aufrecht da... Sie hatte, das fühlte ihre Richte gleich, unter den Streichen des Mörders den Verstand verloren.

„Liebe... Tante!...“ sagte Thekla noch einmal und ihre Lippen konnten vor Zittern kaum das Wort formen.

(Fortsetzung folgt.)

Der lächelnde Heilige.

Von Otto Neurath.

Aber Mainz klangen die Gloden. Voll und tief sang die große Sankt-Martins-Glocke ihr brummendes „Dom! Dom!“ durch den lachenden Frühlingstag, und die anderen Kirchen erwiderten klingend und summend den ebernen Gruß. Mit tönender Freude jubelten sie die Namen ihrer Heiligen und riefen die Gläubigen zu den weitgeöffneten Portalen ihrer Gotteshäuser. Da zitterte über die grauen Dächer ein helles „Quin... tin... Quin... tin... Quin... tin!“, dröhnte das gewichtige „E... me... ran E... me... ran!“ durch die Gassen, dazwischen wieder scholl ein gewaltiges „Au... gu... sti... nus... Au... gu... sti... nus!“ und alle die anderen Kirchen und Kapellen fielen mit ihren Gloden himmelnd und baumelnd ein, bis auch der letzte Säumige sein Gebetbuch unter den Arm geklemmt hatte und mit hochrotem Kopf die Treppe hinunterstürzte, um noch rechtzeitig zum Auszug der Prozession zu kommen. Denn zu spät kommen wollte keiner.

Auch der dicke Bernd hatte nach langem Suchen und Hasten glücklich seine sieben Sachen beisammen, stülpte den altmodischen Zylinder ins Genick und machte sich mit seinen beiden Mädels auf den Weg zur Ignastirche. Mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!“ stoben sie an dem buntgeschmückten Kruzifix vorbei und kamen gerade an die Kirchentür, als der behäbige Pfarrer Beher besorgt unter den Steinbogen trat und die Kapuzinergasse hinunterblickte.

„Na, Bernd, du könntest auch ein bißchen früher kommen, wo du den heiligen Ignas heute tragen sollst.“ Bevor der knaufende Späling noch antworten konnte, wandte sich der Pfarrer um und gab das Zeichen zum Abmarsch. Stolz und farbenfroh breiteten sich die Fahnen in dem aufkommenden Wind, und das mächtige Lied „O, heilige Dreifaltigkeit“, das die Musikkapelle, ins Freie tretend, spielte, wurde von den Gläubigen begeistert und wohlgemut begleitet. Der Bernd hatte seine Kinder unter die anderen Mädels geschoben und war schnell zu dem Standbild des Kirchenheiligen geeilt, der von seinem Holzgestell mit mildem Lächeln auf die ihn umdrängende Menge herabsah. Auf einen Wink des Glöckners Reitmeyer traten die Auserwählten an das Traggerüst heran und hoben auf sein ermunterndes „Hup!“ die schwere Figur in die Höhe. Einen Augenblick schwankte der glänzende Ignatius nicht unbedenklich, aber die sichere Kraft der Männer fand rasch das Gleichgewicht, und als sie aus dem Gotteshaus auf die grasbestreute Straße traten, schob sich das Heiligenbild in sicherer Ruhe über die Köpfe der gaffenden Menge. Die goldenen Löwen, die den Glaubenshelden wütend umkreisten und an ihm hochsprangen, leuchteten in dem Sonnenlicht grell auf, und auch an der Bischofsmütze des Heiligen brachen sich klirrende Strahlen. Den sechs Trägern verlte der helle Schweiß von den Stirnen und trotz aller frommen Gefänge und Lieder drehten sich ihre Gedanken doch immer und immer wieder um die Hitze, den Durst und die Abkühlung. Und das war kein Wunder, denn der Ignatius war eine schwere, solide Figur.

Mit einem beglückten Seufzer machte Bernd beim ersten Halt seinem Nachfolger den Platz frei. Nun konnte er wenigstens einmal aufatmen und in Ruhe die Prozession überblicken. Mit Freude und Stolz sah er auf seine beiden Mädels, die in ihren frischen, weißen Kleidern und ihren bunten Blumentränzen wie zwei Engel vor ihm herschritten. Dann guckte er zum Himmel hinauf und gewahrte mit Schrecken eine schwarze Wolke, die sich langsam aber stetig zur Stadt vorstob.

„Du, Valentin, ich glaub' als, es gibt Nege.“

„Ach was, am Fronleichnamstag regents nitt. Unser Herrgott ist doch en Rheinbeck!“

Der Bernd sagte zwar ein „Ja, ja“, aber er war doch nicht überzeugt, daß der Berndroß recht hatte. Die Musik, die Lieder und die Menschen liebten ihn jedoch bald den Himmel vergessen, und als er seine breite Schulter wieder unter das Traggerüst des Heiligen schob, hatte er erst recht keine Zeit mehr, an das Wetter zu denken. Auf der Großen Bleiche wurde er wieder abgelöst und wollte sich eben gerade einmal so recht strecken, als ein heftiger Windstoß ihm die Angststöße davontrieb. Freundliche Hände reichten ihm den Hut rasch wieder zu, und er setzte ihn mit einem schiefen Blick auf den Himmel trotz der Hitze fürsorglich fest in den Kopf, nachdem er ihn mit dem Armel wieder notdürftig geglättet hatte.

„Jetzt sag' mir nix mehr, Valentin, es gibt etwas!“

Der Bischof war inzwischen mit der Prozession am Neubrunnenplatz angelangt, wo er, wie jedes Jahr, die Messe las. Das brachte den ganzen Zug zum Stehen und gab den Ermüdeten Zeit zur Erholung. Und während der Weibbrauch in dichten Wolken aufquirlte und die Worte des

Geistlichen über die lautlose Stille des weiten Plazes hallten, den die Gläubigen umsäumten, brach ein Wetter herein, wie es sich die ältesten Leute nicht erinnern konnten. Im Handumdrehen waren die Fahnen und Kleider durchgeweicht und in den Straßen schwamm das Gras und die Blumen wie duftendes Mistraut in schäumendem Wein. Alles hastete eilig davon und suchte in den Hausgängen und unter Balkonen und Erkern Schutz. Viel nützen konnte es freilich nicht mehr, denn Männlein und Weiblein waren nah bis auf die Haut.

Der heilige Ignatius stand mit seinen Trägern gerade am „Kleeblatt“, als der Regen losbrach, und ehe eine Minute verstrichen war, hatten die Männer das Heiligenbild in den Flur der Wirtschaft getragen und abgesetzt. Der Ignatius durfte nicht naß werden, auf keinen Fall. Das war man dem Heiligen schon schuldig. Und da er trotz der unpassenden Umgebung heiter und friedlich lächelte, ging man in die Gaststube und ließ sich einen guten Halben einschütten. Der Himmel hatte sich inzwischen völlig ausgezogen und ließ ein Gewitter über die Stadt rollen, daß die Häuser bebten und die Fenster klirrten.

„Ja, da kann man nix mache“, sagte der Bernd, schob sein Gebetbuch in die Tasche und griff zum Kartenspiel, das zwischen dem Senfglas und dem Feuerzeug auf dem Tisch lag. Die anderen rühten zurecht und bald war das Spiel so voll im Gange, daß keiner mehr an das Gewitter und an den einsamen Heiligen dachte. Dafür griff man um so häufiger zum Wein und klopfte mit den Karten auf den Tisch, daß die Gläser hüpfen, wie die Wassertropfen auf der Straße. Die Köpfe wurden dick und rot und mancher, der sonst von seiner Frau nicht zum Frühstück gelassen wurde, hatte einen leichten Kausch und sah mit feuchten Augen um sich her. Aber wenn ein Vernünftiger warnen wollte und an den Tag erinnerte, fuhr man ihm rauh über den Mund und fragte ihn, ob er vielleicht bei dem Regen nach Hause gehen wolle, ob er wohl den Heiligen tragen und sich das Kreuzweh holen wolle. Dann wandte man sich wieder zu den Karten und hieb noch derber und noch fester auf den Tisch.

„Ein Kreuz, ein Leid“, rief Bernd und warf den ältesten Jungen hin, daß er wie eine Zwiebel im glühenden Fett sprang. Mit langen Gesichtern sahen ihm die anderen zu und warfen ihre bescheidenen Karten ab. Gegen den war nicht anzukommen. Der konnte spielen, wann und was er wollte, der hatte immer die Hand voller Trümpfe. Und kam wirklich mal ein anderer dran, dann zerplückte er ihm das Spiel, daß er kein Bein auf die Erde bekam.

Allmählich wurden sie müde und man sagte die letzten Runden an, zumal sich vor dem Bernd die Groschen häuften, die man sich für die ganze Woche zurückgelegt hatte. Weil sie aber Beschäftigung haben mußten, fingen sie an zu erzählen, und weil es etwas Schönes sein sollte, sprachen sie von früher, denn schon damals war die alte Zeit die gute und bessere. Schließlich hat man den Bernd, eine Geschichte zum besten zu geben, denn, wenn auch nicht alles wahr war, was er erzählte, so war es doch immer unterhaltsam genug, um die Zeit zu vertreiben. Während man die Karten beiseite legte und frische Gläser bringen ließ, ging der Bernd roth hinaus, um nach dem Heiligen zu sehen und kam bald mit der tröstlichen Versicherung zurück, er stehe zwar etwas im Luftzug, aber er mache ein ganz vergnügtes und zufriedenes Gesicht.

„Na, flehte“, rief der Werths, „dann ist ja alles in bester Ordnung. Also schief los, Karl!“

Das ließ sich Bernd nicht zweimal sagen.

„Wenn's euch recht ist, will ich euch erzählen, wie Anno 70 ein Schwab sich in der Zeit von einer Viertelstund in ein Turko verwandelt hat!“

Es war ihnen natürlich recht, und so fing er behaglich an: „Es war kurz nach der Schlacht bei Aex und die verwundete Deutsche und Franzose came in wahre Schare an den Rhein. So weit das möglich war, hat man sie in der erst best Stadt untergebracht, aber bald waren alle Spitäler so überfüllt, daß die arme Kerl auf Schiffe bis nach Düsseldorf gebracht werde mußten. Na, so ist denn wieder einmal so ein Appellahn den Rhein hinuntergefahren, und wie der in Rudesheim anlegt, weil er frisch Wasser habe muß, da habe die Bauern die beste Wort gebe, man sollte ihn doch einmal ein Turko zeige, sie wollten gern dafür Wein und Zigarre für die Verwundete bringe. Es war zwar keiner an Bord, aber man hat sich zu helfe gewußt.“

Als der Bernd nach einem kurzen Schlud aus seinem Glase weiterzählen wollte, kam Glödner Reimeyer in die Wirtschaft und bat die Männer mit gerungenen Händen, endlich von ihrer lästerlichen Sauerei zu lassen und den Ignatius nach Hause zu bringen. Es reane nur noch schwach und die anderen Pfarreien seien bereits längst wieder eingerückt.

„Die habe auch nitt so weit wie wir, und habe auch kein so schwer Figur zu schleppel!“

Sie wandten sich wieder um und ließen den verzweifelten Glödner schimpfen und wettern, ohne auf ihn zu hören.

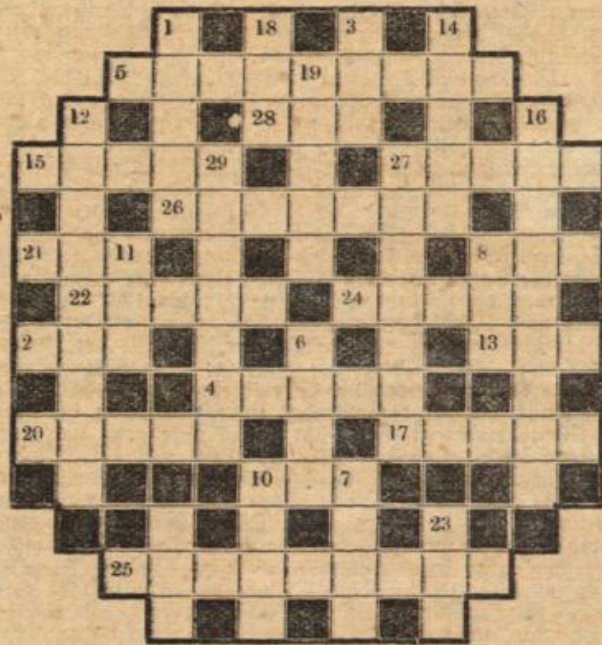
„Also, wie gesagt, man hat sich zu helfe gewußt, eins, zwei, drei hat man einem junge Schwab Gesicht und Händ voll Wachs geschmiert und ihn so in bunte Lappe gewickelt, daß die Bauern ein wahre Schreck vor ihm gekriegt habe und im Hui wieder am Land ware. Die Soldate aber hatte ein gut Geschäft gemacht. Die bate 45 Krüg Wein und 400 Zigarre verdient.“

Und so wurde noch manch andere heitere Erinnerung aufgewärmt, bis der Hunger sie allmählich zum Ausbruch gemachte. Sie bezahlten umständlich ihre Beche und drückten sich auf unsicheren Füßen scheu um den Heiligen herum, der auf seine pflichtvergessenen Träger mild und verzeihend herabblähte.

Der Piarrer Becher war allerdings weniger verjöhnlich gestimmt und wusch den Übeltätern ganz gehörig den Kopf, zumal er seinen Ignatius zum Gaudium der Straßenjugend am Abend auf einem Handwagen abholen lassen mußte.

Wenn der Bernd aber später in der Kirche an dem lächelnden Märtyrer vorbeiging, fiel ihm immer der unfelliche Frühschoppen ein, und er schlich stillschweigend aus der Kirche und verschwand mit eingezogenem Kopf in seinem Stammlokal, als verfolgten ihn die Blicke noch auf der Straße.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Hohlmah. 3. Englischer Männername. 6. Griechischer Buchstabe. 7. Asiatisches Reich. 8. Kanton. 9. Monat. 10. Germanist. 11. Gemütsstimmung. 12. Bekannter Viederkomponist. 14. Strauch. 16. Metallegierung. 18. Körperteil. 19. Feines Gebäud. 23. Nebenfluß des Rheins. 27. Holzgestell. 29. Künstliche Betäubung. — Wagerrecht: 2. Geistlicher. 4. Fisch. 5. Giftpflanze. 8. Kaufmännische Bezeichnung. 10. Beliebttes Brettspiel. 13. Fluß bei Weimar. 15. Männername. 17. Stadt in Hannover. 20. Hülsenfrucht. 21. Fremdwort für „neu“. 22. Laune. 24. Schweizertal. 25. Englischer Ministerpräsident. 26. Stadt in Baden. 27. Stadt im Rheinland. 28. Kirchliches Gebäude. (h und sch = je ein Buchstabe.) Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter nennen ein Sprichwort.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 120: Wagerrecht: 1. Becher. 5. Fse. 8. Aus. 9. Arg. 10. Bart. 12. Aftern. 14. Uhu. 15. Amt. 16. Rat. 17. Ase. 20. Re. 22. Ohrring. 24. Ra. 26. Gie. 28. Ort. 30. Alt. 31. See. 33. Sahara. 35. Bern. 36. Ohm. 37. Pol. 38. Herr. 39. Sonate. — Senkrecht: 1. Zebu. 2. Caruso. 3. Gut. 4. Es. 5. Ort. 6. Eger. 7. Ernten. 9. Aft. 11. Aha. 12. Amerika. 13. Rat. 18. Ehe. 19. Eng. 21. Frosch. 23. Gisela. 25. Ara. 27. Ger. 29. Thor. 30. Arm. 32. Ende. 34. Aht. 35. Bon. 37. Po.

Aus alt-nassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unzer.

X.

Die Braut, welche am 12. Mai 1784 die Ehe mit dem Dr. med. Georg Philipp Nahr in Wiesbaden einging, war die am 19. August 1759 geborene älteste Tochter des damaligen Assessors beim Oberamt in Idstein Ludwig Wilhelm Konrad Wigelius, der seit Januar 1761 als Assessor, seit Januar 1764 als Regierungsrat in Wiesbaden tätig war; ihre Mutter war Marie Christiane Thilemann, die zweite Tochter des Kammerdirektors Thilemann zu Wiesbaden. Über ihre Geburt lesen wir in den Aufzeichnungen des Vaters in dem schon erwähnten alten Gebetbuch folgendes: „Den 19. August 1759 abends um halb 10 Uhr hat der barmherzige Gott uns den ersten Ehe-Segen beschert, und uns Eltern mit einem wohlgestalteten Töchtergen erkreut, welches den 21. eisdem im Haus von dem H. Stadtpfarrer Ostertag getauft worden. Seine Paten sind meine beide liebe Eltern¹⁾, mein H. Schwiegervater und meines Vaters Bruder zu Madelung.²⁾ Meine liebe Mutter, welche meiner Frau in den Kindes Nöthen assistirt, hat das liebe Kind allein zur Taufe gehalten, und ihnen die Namen Maria Augusta Friederica gegeben. Gott erhalte es nebst seinen Eltern, und laße es Ihm zur Ehre aufwachsen.“

Da dieser „erste Ehe-Segen“ nicht der einzige blieb, sondern 1761 und 1763 weitere Töchter (Thedore und Sophie), sodann 1765 endlich der Stammhalter Ludwig Christian geboren wurde, hören wir von der kleinen Auguste nur ganz gelegentlich etwas, dagegen wissen wir, daß sie von 1773 an einige Jahre bei ihrer Tante Dorothea Wigelius in Darmstadt in Pension war. Diese Tante Dorothea war die 1730 geborene älteste Schwester des Regierungsrats und unverheiratet; sie hatte noch drei jüngere Schwestern: die 1736 geborene Johanna Magdalena Sophie, seit 1770 mit Pfarrer Heydenreich verheiratet, die 1738 geborene Friederike Dorothea Philippine und die 1747 geborene Marie Luise Wilhelmine, die seit 1768 mit dem Fabrikanten und Kaufmann Karl Wilhelm Kurlbaum in Remgo verheiratet war. — Von der Tante Dorothea Wigelius rührt eine Anzahl von Briefen her, die sie in den Jahren 1772 bis 1787 an ihren Bruder nach Wiesbaden gerichtet hat. Die Rechtschreibung und der Stil sprechen nicht gerade für die Güte der Darmstädter weiblichen Unterrichtsanstalten; es fällt häufig schwer zu entziffern, was die Schreiberin gemeint hat. Die Religiosität, die bei dem Bruder zwar vorhanden ist, aber nur selten hervortritt, beherrscht ihre Briefe ganz und gar. Dorothea scheint eine sehr hohe Meinung von dem Bruder Regierungsrat gehabt zu haben, der sie häufig Ausdruck gibt, ohne doch bei Gelegenheit ihre abweichende Ansicht zu verlegen. Da sie ganz allein steht, spielt das eigene Wohlbefinden in den Briefen eine große Rolle; aber mehr als einmal gibt sie ein interessantes Bild von den Verhältnissen in einer kleinen Residenz, wie es Darmstadt damals war. — So schreibt sie am 26. Januar 1772: „wir haben gegenwärtig große Veränderung in unser Residenz man hat durch alle palais(?)-diener abgeschafft darunter Herrn Cammerath Schmolz, H. Oberablationrath Schöndorff, H. Hofrath Wittdig, H. Leib medikus Eckart, H. geheimbte rat Miltenberger ist Cankler zu Gießen worden, H. Cammer secretarie Gelius ist ab, und die anderste sind mir noch nicht so beland. Der gegen haben die Überigen ihre völlige besorgung wieder erhalten und solz noch an die beambten gehn und entlich an die Offizier, bei Hoff aber lebt man in lauter Bahl (Ball) da Herr Erbbrink hier sind . . . wirt als über ein andern tag bahl gehalten . . . — Das sind unser Schicksalen, vor Deinen gütigen Wunsch danke ganz gehorsam. Der liebe Gott lasse ihn an mir in Erfüllung gehen . . . Es hat also schon früher Zeiten des Beamten-Abbaus gegeben.“

Man scheint in Verwandtenkreisen ein gewisses Interesse daran gehabt zu haben, die noch jugendliche Tante

¹⁾ Also der landgräflich hessen-darmstädt. Kammerreferendar Ernst Wilhelm Wigelius und Marie Margarethe, geb. Went.

²⁾ Heinrich August Wigelius, freiherrlich Diedscher Secretarius in Madelungen bei Eisenach.

Dorothea unter die Haube zu bringen und zu versorgen. An Anträgen hat es dem doch über 40 Jahre alten Fräulein offenbar nicht gefehlt; April 1772 berichtet sie selber dem Bruder: „Auf meine vorgeschlagene Heierath habe festig renucirt und dem Herrn Ambima in welcher noch selbst bey mir wahr gesagt das mich entschlossen nicht zu heierathen, Er ist ein sehr artiger man, in Gesellschaft (Gesellschaft). Er ging aber mit einer traurigen mühe weg, ich will also mein Schicksal noch ferner abwarten.“ Im Januar 1773 schreibt sie: „Vor die gegebene Nachricht von Herrn . . . danke ich gar sehr ich erkenne das Du recht brüderlich mit mir meinst. Da ich aber schon zu weit in die Jahren und fast immer kränklich bin so habe mich entschlossen gar nicht zu verheierathen. Der liebe Gott wirt mich nicht verlassen. — Da ich mein erliches Auskommen habe — so ist mir mein lediger Stand ganz angenehm. — Den gemeinlich wen alte Männer ihre Weiber sterben, so trachten sie nach junge Weiger (Mädchen) und zu mahl wen sie vermögen und keine Kinder haben, jeko spare noch was ich kan, und wen mahl elter werde, so wirt doch Eins mich aufnehmen von meinen Geschwistern den woh ich sterbe der bekombt auch alles was ich habe, — ich mus also mein Schicksal abwarten.“

Danach hat offenbar der Bruder in Wiesbaden der Schwester erneut den Vorschlag gemacht, sie solle zu ihm ziehen als Hausgenossin, damit seine Kinder von den vielen praktischen Kenntnissen der Tante Nutzen haben könnten, denn Dorothea Wigelius scheint in allerlei Handarbeiten sehr tüchtig gewesen zu sein und sich in Darmstadt damit einen Zuschuß zu ihrer Pension verdient zu haben; schrieb sie doch einmal, der Bruder müsse auf das bestellte Paar Manichetten noch etwas warten, da sie für die Frau Landgräfin ein Amazonenkleid zu steppen habe. Den Vorschlag der Übersiedlung nach Wiesbaden lehnte die Schwester ab, da sie beim Weggehen außer Landes ihre Pension³⁾ verliere und aus den Zinsen ihres sonstigen Vermögens dem Bruder kein Kostgeld zahlen könne, während beides zusammen für ihr beschiedenes Dasein in Darmstadt vollkommen ausreiche. Trotzdem aber sollen die zahlreichen Kinder dieses Bruders einst ihre Universalerben werden. Auch schlägt sie vor, die älteste Tochter Auguste zu sich nach Darmstadt zu nehmen — vielleicht hat auch der Bruder diesen Vorschlag angeregt, und sie verspricht, alles zu tun für die Nichte wie für ein eigenes Kind und sie etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Die Einzelheiten wollte sie mit dem Bruder besprechen, wenn sie zu Besuch nach Wiesbaden kam; denn die beiden Fräulein Schend, ihre besten Freundinnen, die sich ihrer wirklich in rührender Weise annahmen, hatten ihr versprochen, sie mitzunehmen, wenn sie selbst nächstens zum Kurgebrauch nach Wiesbaden gingen, und sie dort als ihren Gast anzusehen. Die Schwester Dorothea freut sich schon im voraus, die Nichte in Darmstadt bei sich zu haben, und schreibt: „Es ist auch vill besser wenn sie hir her kommen den die lebens abrt ist doch mit der Wisbader ser unterschieden — und ich werde Sie auch in alle geschellschaft mitnehmen ich habe zwar nicht vill — mit denen aber umgehe — haben Sie gelegenheit zu providieren.“

Im Laufe des Jahres 1773 hat dann wohl der Besuch der Schwester Dorothea bei dem Bruder stattgefunden und um den 1. Oktober herum ist Auguste nach Darmstadt zur Tante übergesiedelt. Der erste uns erhaltene Brief Dorotheens, der uns über Augustens Aufenthalt berichtet, ist vom 20. Dezember 1773; wir erfahren, daß die 70 Gulden, die der Vater dagelassen hatte, als er die Tochter herüberbrachte, nahezu aufgebraucht worden sind, um das junge Mädchen für den regen gesellschaftlichen Verkehr, in den es nun eintrat, ordentlich auszustaffieren. Freilich fügt die Tante hinzu, „das erste Vierteljahr hält schwer — allein nun hat sie auch das Nötige damit sie sich lange behelfen kann“. Als Zeichen, daß sie nebenbei doch auch etwas gelernt hat, schickt Auguste dem Vater zu Weihnachten Manichetten, ihre erste Arbeit, die zwar ganz schlicht sind, aber ein anderes Muster würde ihr noch zu schwer gefallen sein. Doch da sie in guter Schule ist, wird sie bald schon Besseres leisten können.

³⁾ In welcher Eigenschaft Dorothea Wigelius eine Pension bezogen hat, geht aus den Briefen nicht hervor.